Bruno Hildenbrand

Klinische Soziologie

Ein Ansatz für absurde Helden und Helden des Absurden

Fakultät für
Kultur- und Sozialwissen-schaften

FernUniversität in Hagen

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Die dadurch begründeten Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie der Übersetzung und des Nachdrucks, bleiben, auch bei nur auszugsweiser Verwertung, vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (Druck, Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung der FernUniversität reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Inhaltsverzeichnis

Inhaltsverzeichnis III

Abbildungsverzeichnis VI

I Klinische Soziologie: Philosophische und sozialwissenschaftliche Grundlagen 8

1 Vorwort 8

1.1 Wozu ist die Soziologie gut? Aus Sicht von Studierenden im letzten Semester eines Bachelorstudiengangs Soziologie 9

1.2 Wissenschaft als Beruf: Eine Grundlegung der klinischen Soziologie bei Max Weber 10

1.2.1 Wissenschaft als Beruf: Ein notwendiger, aber nicht hinreichender Orientierungsrahmen für eine klinische Soziologie 12

1.2.2 Klinische Soziologie und ihr Bezug zum Alltagsleben 15

1.2.3 Theorie, Technik, Praxis: Anmerkungen zur wachsenden Lebensweltvergessenheit in der Medizin und im Alltag 16

1.3 Sozialfiguren öffentlich-soziologischer Präsenz 24

1.3.1 Der Experte 24

1.3.2 Der Gesellschaftskritiker 26

1.3.3 Der Intellektuelle 26

1.3.4 Zusammenfassung 30

2 Epochen von Versuchen, die Soziologie anzuwenden 32

2.1 Dänemark und Preußen 32

2.2 Deutsche Soziologie vor 1945: Beiträge aus dem Exil 34

2.2.1 Das Frankfurter Institut für Sozialforschung als Ignorant der praktischen Urteilskraft 34

2.2.2 Die University in Exile: Die Rehabilitation der praktischen Urteilskraft 36

2.3 „Angewandte Soziologie“ unter Abzug der Urteilskraft. Versuche um 1970, Soziologie anzuwenden 40

2.4 Reflexion statt praktische Urteilskraft: Klinische Soziologie in Frankreich und Deutschland in den 1980ern 45

2.4.1 Ulrich Oevermann: Klinische Soziologie als stellvertretende Deutung 45

2.4.2 Bernd Dewe: Klinische Soziologie als beratende Rekonstruktion 56

2.4.3 Pierre Bourdieu: Klinische Soziologie als innerwissenschaftliche Veranstaltung 57
2.5 Soziologie in Deutschland 2016 61
2.6 Fazit 62

3 Klinische Soziologie: Die US-amerikanische Perspektive 64
3.1 Louis Wirth 64
3.1.1 Wirth als klinischer Soziologe 66
3.1.2 Wirths Konzept einer klinischen Soziologie, kritisch und aus heutiger Sicht betrachtet 70
3.1.3 Die Clinical Sociological Association 71
3.2 Die Sackgasse der „bridging concepts" (Gouldner) und deren Auflösung in der an der Phänomenologie orientierten Soziologie (Schütz) und im Pragmatismus (Glaser und Strauss): Vorzüge der dänischen gegenüber der preußischen Lösung 77
3.3 Die Stunde der klinischen Soziologie schlägt in Zeiten des Übergangs. Der klinische Soziologe legt selbst Hand an und besichtigt im historischen Rückblick das Ergebnis 81

4 Zusammenfassung 98

II Klinische Soziologie in der Praxis 99

5 Feldforschung als Schule für die Entwicklung zum klinischen Soziologen 99
5.1 Montagmorgen in einem Institut für Soziologie in Deutschland 99
5.2 Ein beliebiger Vormittag im Department of Sociology, Berkeley, Cal. 100
5.3 Der Gruß: kulturelle Variationen 100
5.4 Der Soziologe zieht hinaus in die Welt 100
5.5 Schritte auf dem Weg vom theoretischen Soziologen zum klinischen Soziologen 102
5.6 Feldforscher und klinische Soziologen als „marginal men" 104
5.7 Eine nicht-cartesianische Biografieforschung als Ansatz für die klinische Soziologie 108

6 Auf wessen Seite steht der klinische Soziologe? ... 117
6.1 Die Opferlastigkeit soziologischer Menschenbilder ... 117
6.2 Die Frage „Auf wessen Seite stehen wir?“ ist falsch gestellt ... 119
6.3 Ob sich der klinische Soziologe auf eine Seite stellt, und auf welche, hängt vom Fall ab ... 124

III Der klinische Soziologe als absurder Held ... 129

7 Der dornige Weg des klinischen Soziologen ... 129
7.1 Ein Test auf die Tragfähigkeit meines Konzepts einer klinischen Soziologie ... 129
7.2 Chronische Krankheit, Krise und biografische Bewältigung ... 130

8 Der klinische Soziologe als absurder Held ... 142

9 Integratives Diagramm ... 147

Literaturverzeichnis ... 149
Anhang ... 163

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1: Institutionengeschichte, Drogenkarriere, Deliktgeschichte, Symptomgeschichte Sascha Kucharczyk 111
Abbildung 2: Krankheitsbewältigung als Prozess 133
Abbildung 3: Maultier am Karren 142
Abbildung 4: Marginal Man und Klinischer Soziologe 148

Ich widme diese Arbeit Los Profesores[1]

[1] Los Profesores waren eine Rockband am Institut für Soziologie der Friedrich-Schiller-Universität Jena. Sie bestand aus den Professoren Stephan Lessenich (vocal), Hartmut Rosa (keyboards), Christoph Köhler (guitar), Tilman Reitz (lead guitar), Bruno Hildenbrand (drums) sowie Tobias Franzheld (sax). Die Band wirkte in dieser Besetzung zwischen 2008 und 2012. Nach krankheitsbedingtem Ausfall des Schlagzeugers benannte sich die Band um in Lost Profesores. Das letzte Konzert in Originalbesetzung fand statt 2014.

I Klinische Soziologie: Philosophische und sozialwissenschaftliche Grundlagen

1 Vorwort

„Ein Studium im Fachbereich Literaturwissenschaften führt bekanntermaßen zu so ziemlich gar nichts außer – für die begabtesten Studenten – zu einer Hochschulkarriere im Fachbereich Literaturwissenschaften. Wir haben es hier im Grunde mit einem recht ulkigen System zu tun, das kein anderes Ziel hat, als sich selbst zu erhalten" (Houellebecq 2016, S.13.) Dieser Satz könnte so auch über die Soziologie im Großen und Ganzen geäußert werden. Jedoch stimmt die Fortsetzung für die Soziologie nicht: „Über 95% Ausschuss nimmt man in Kauf" (ebd., S. 16). Houellebecq selbst hat Agrarwissenschaft studiert. Mittlerweile fristet er seinen Lebensunterhalt als Schriftsteller. Damit gehört er zu dem von ihm selbst so bezeichneten „Ausschuss" – ein Begriff, den man gerne vermeiden möchte. Außerdem kommt man immer wieder zu erstaunlichen Ergebnissen, wenn man der Frage nachgeht, wo Absolventen eines Studiums der Soziologie, die nicht selbst wieder in den soziologischen akademischen Kreislauf eingespeist werden, verbleiben.

Viele von ihnen tauchen wieder auf in Politik, in den Medien, in Verbänden, vorzugsweise in Wohlfahrtsverbänden oder bei der Bertelsmann-Stiftung, tragen dort zur „kulturellen Hegemonie der Soziologie" (Mai 2017, S. 7) bei, und je nachdem, wie und wo sie Soziologie studiert haben, haben sie weder während des Studiums noch später in ihrer beruflichen Praxis einen gesellschaftlich Handelnden gesehen, über den sie so ausführlich Auskunft zu geben verstehen.

In diesem Studienbrief verfolge ich ein anderes Konzept. Mein Ziel ist es, Soziologen[2] von Anfang an die Soziologie aus der Perspektive von gesellschaftlich Handelnden nahe zu bringen. Im ersten Teil lokalisiere ich die klinische Soziologie in der theoretischen soziologischen Diskussion und bemühe mich, überall, wo es möglich ist, Beispiele aus meiner Praxis als klinischer Soziologe einzustreuen. Wer die Geduld nicht aufbringen und gleich zur Sache kommen will, kann mit Teil zwei beginnen. Er wird dort auf ungeklärte Voraussetzungen stoßen, die dann entsprechend im ersten Teil nachzulesen sind.

Im zweiten Teil konzentriere ich mich also auf meine Praxis als klinischer Soziologe. Dabei beziehe ich mich auf meine eigenen Erfahrungen, die ich kenne und für die ich entsprechend einstehen kann.

Diese eigenen Erfahrungen stammen aus meiner Berufstätigkeit in psychiatrischen Einrichtungen vor und nach der Promotion. Erste Erfahrungen im Umgang mit Sozialbehörden hatte ich bereits erwerben können, als ich mit meinem Kommilitonen Rupprecht Thorbecke anfangs der 1970er Jahre den Konstanzer Universitätskindergarten gründete. Rupprecht ging später in die Neurologie, von seinen Erfahrungen dort habe ich dann noch manches gelernt. Weitere Erfahrungen in

[2] Vgl. Fußnote 3.

klinischer Soziologie verschaffte mir die Mitarbeit im Ausbildungsinstitut für systemische Therapie und Beratung in Meilen/Zürich, von wo aus sich andere Wege eröffneten: darunter in die landwirtschaftliche Betriebsberatung. Als Fachleiter für Arbeit mit psychisch Kranken und Suchtkranken an der Berufsakademie Villingen-Schwenningen hatte ich Zugang zu einer Vielzahl von Einrichtungen für psychisch Kranke weit über Baden-Württemberg hinaus. Ich werde in Teil zwei auf diese Erfahrungen in dem Umfang eingehen, wie es erforderlich ist, um wesentliche Merkmale der Tätigkeit eines klinischen Soziologen zu umreißen und auf den Punkt zu bringen. Wer mehr darüber wissen will, kann die Texte lesen, die ich zu diesen Erfahrungen geschrieben habe: Es ging immer um das Grenzgängertum zwischen einer inner- und außeruniversitären Perspektive, vor allem um die Aufgabe, meinen wissenschaftlichen Auftrag als Soziologe durch Erfahrungen in der gesellschaftlichen Praxis mit empirischem Material zu unterfüttern.

Diese Berufsbiografie, wie ich sie hier vorstelle, ist nicht wiederholbar. Die Zeiten haben sich geändert. Jedoch vermute ich, dass außerhalb der Psychiatrie und in Bereichen, die mit dem Sozialwesen nichts zu tun haben, genügend Tätigkeitsfelder für klinische Soziologen übriggeblieben sind.

1.1 Wozu ist die Soziologie gut? Aus Sicht von Studierenden im letzten Semester eines Bachelorstudiengangs Soziologie

Mein letztes Seminar am Institut für Soziologie der Friedrich-Schiller-Universität Jena galt dem Thema klinische Soziologie. Die Teilnehmer[3] sollten sich in einer Gruppenarbeit vorstellen, sie müssten ihrer Großmutter erklären, was Soziologie sei und wofür sie gut sei.

Die meisten Studierenden an diesem Institut stammen aus dem ländlichen Umfeld Jenas, nicht selten sind sie die ersten ihrer Familie, die eine Universität besuchen. Entsprechend erklärungsbedürftig dürfte in der Familie die Wahl des Faches Soziologie sein. Mit einem Studium im Fach Maschinenbau würden die Eltern mutmaßlich mehr anfangen können, vielleicht verwechselt die Familie auch die Soziologie mit Sozialarbeit oder mit dem Sozialismus. - Diese Vermutung ist nicht zu weit hergeholt: Es hat nach der Wende eine Weile gedauert, bis die Mitglieder des Senats dieser Universität durchwegs verstanden, dass Soziologie nicht unbedingt etwas mit Sozialismus zu tun haben muss.

---

[3] Üblicherweise stehen an dieser Stelle Bekenntnisse bzw. Anweisungen der folgenden Art: „Wo im Folgenden das weibliche Geschlecht gemeint ist, ist das männliche mitzulesen, und umgekehrt." Inzwischen lehnt aber die aktuellste Strömung des Feminismus, der Xenofeminismus, die Existenz von Geschlechtern überhaupt ab bzw. fordert: „Lasst Hunderte von Geschlechtern blühen." Solange diese Frage nicht geklärt ist, kann man von mir keine „geschlechtergerechte Sprache" erwarten. Gerechtigkeit gibt es ohnehin nur im Himmel, darauf hat bereits Emile Zola hingewiesen: „Da der liebe Gott tot war, mußte die Gerechtigkeit das Glück der Menschen sichern, indem sie die Gleichheit und Brüderlichkeit herrschen ließ" (Zola 1983, S. 185f.). Dass daraus bis jetzt nichts geworden ist, ist bekannt. Kurzum: Es gibt derzeit keine Lösung für die Frage, wie man sprachlich einer Hundertschaft von Geschlechtern gerecht werden kann. Man könnte gegen den Xenofeminismus auch einwenden, mit einer „geschlechtergerechten" Sprache im heutigen Verständnis wäre immerhin ein Anfang gemacht. Aber dann hat man immer noch nicht jene Menschen erfasst, die sich gerade in einem Transgender-Prozess befinden. Jeder Leser möge selbst entscheiden, wie er/sie verfahren will, und selbst bestimmen, wie er/sie angesprochen werden will. In Zeiten des Individualismus sollte dies keine unüberwindbare Hürde darstellen.

Ich bildete vier Gruppen, in denen die gestellte Aufgabe bearbeitet werden sollte. Jede Gruppe hatte eine Stunde Zeit, die gestellten Fragen zu diskutieren und ihre Ergebnisse auf einem Flip-Chart-Bogen festzuhalten.

Bevor ich nun die Antworten der Studierenden zur Kenntnis gebe, gilt es zu berücksichtigen, welche Erfahrungen sie mitbringen. Zum Standardprogramm des Bachelorstudiengangs gehörten damals zwei Einführungsveranstaltungen: die eine zur Mikrosoziologie, die andere zur Makrosoziologie. Meine Gruppenarbeit hatte gewissermaßen als Nebenergebnis eine Einschätzung, was Studierenden in vier Semestern an soziologischer Identität zu vermitteln ist.

Die Ergebnisse sind ernüchternd. Drei der vier Gruppen beginnen mit einer Tautologie und stellen fest, dass die Soziologie eine Wissenschaft sei. Jedoch schwanken die Studierenden zwischen gesellschafts- und handlungstheoretischen Ansätzen, in konventioneller Sprache zwischen Makro- und Mikrosoziologie.[4] Nach vier Semestern Soziologiestudium wird man kaum mehr erwarten dürfen, woran sich zeigt, dass die Vorstellungen von Bildungsbürokraten, in vier Semestern sei ein Soziologiestudium mit Berufsqualifizierung zu vermitteln, in die Irre gehen.

Wenn es aber um die Frage geht, wozu die Soziologie gut sein soll, sind sich die Arbeitsgruppen einig in Vorstellungen aus dem Genre der Weltverbesserung.

1.2 Wissenschaft als Beruf: Eine Grundlegung der klinischen Soziologie bei Max Weber

Alle diese Studierenden haben Gelegenheit gehabt, in meiner einführenden Vorlesung meinen Vorschlag aufzugreifen, in der vorlesungsfreien Zeit gründlich den Vortrag von Max Weber „Wissenschaft als Beruf" zu studieren.

Ich beziehe mich nun ausführlich auf die wesentlichen Inhalte dieses Vortrags[5] und gehe auf dessen Kerngedanken ein, denen sich jeder Ansatz einer klinischen Soziologie stellen muss, auch wenn wir heute in einer anderen Zeit leben:[6]

> „Dass Wissenschaft heute ein *fachlich* betriebener ‚Beruf' ist im Dienst der Selbstbestimmung und der Erkenntnis tatsächlicher Zusammenhänge, und nicht eine Heilsgüter und Offenbarungen spendende Gnadengabe von Sehern, Propheten oder ein Bestandteil des Nachdenkens von Weisen und Philosophen über den *Sinn* der Welt – das freilich ist eine

---

[4] Diese Unterscheidung ist, je nach theoretischer Grundlegung der Soziologie, die man verfolgt, unsinnig. Ich selbst bot durchweg die Vorlesung: Mikrosoziologie an. Das entsprach auch der Denomination meiner Professur. Dort diskutierte ich zu Beginn ausführlich den soziologischen Klassiker: Peter Berger und Thomas Luckmann, Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit (1971). Wer dieses Buch studiert hat, wird in der Unterscheidung zwischen Mikro- und Makrosoziologie keinen besonderen soziologischen Erkenntniswert mehr erkennen können.

[5] Zum lebensgeschichtlichen und historischen Kontext vgl. Marianne Weber (1989), S. 608-612. Max Weber hielt den Vortrag 1919 aufgrund der Einladung von Studenten, also nach dem Ende des Ersten Weltkriegs und unter dem Eindruck der Münchner Räterepublik.

[6] Ich zitiere nach der Reclam Ausgabe, Stuttgart 1995. Diese Fassung ist identisch mit der in den „Gesammelten Aufsätzen zur Wissenschaftslehre", UTB 1492, S. 582-613, enthaltenen Fassung.

> unentrinnbare Gegebenheit unserer historischen Situation, aus der wir, wenn wir uns selbst treu bleiben, nicht herauskommen können. Und wenn nun wieder Tolstoj in Ihnen aufsteht und fragt: ‚wer beantwortet, da es die Wissenschaft nicht tut, die Frage: was sollen wir denn tun? Und: wie sollen wir unser Leben einrichten?' (…) dann ist zu sagen: nur ein Prophet oder ein Heiland (in damaliger Sprache: Jesus Christus – B. H.). Wenn der nicht da ist oder wenn seiner Verkündigung nicht mehr geglaubt wird, dann werden Sie ihn ganz gewiss nicht dadurch auf die Erde zwingen, dass Tausende von Professoren als staatlich besoldete oder privilegierte kleine Propheten in ihren Hörsälen ihm seine Rolle abzunehmen versuchen" (Weber 1995, S.40).

Weber spricht hier vor Studierenden und muss nicht zum Thema machen, dass die bürokratische Herrschaft moderner Staaten einer Rationalisierung bedarf, die durch Wissenschaften gewährleistet wird. Was die Studierenden betrifft, muss der Soziologe heute nicht mehr als Kathederprophet auftreten (auch wenn manch einer von dieser Möglichkeit reichlich Gebrauch macht); dafür bieten ihm Feuilletons und Talkshows angemessene Podien, und wem das nicht reicht, kann sich immer noch im Namen der SED-Erbengemeinschaft, die unter dem Namen „Linkspartei" auftritt, als Bundespräsidentenkandidat aufstellen lassen. - In den erwähnten Feuilletons und Talkshows erwartet die Öffentlichkeit von der Soziologie Sinngebung. Im Unterschied zu den Zeiten Max Webers ist die Konkurrenz für die Soziologie allerdings größer geworden. Die Psychologie und die Kulturwissenschaften beginnen, der Soziologie den Rang abzulaufen. Es gilt jedoch heute immer noch, wie schon zu Max Webers Zeiten, dass der Soziologe auf Grundlage seiner wissenschaftlichen Erkenntnis etwas zu sagen hat:

> „Er kann Ihnen ferner natürlich sagen: wenn Sie den und den Zweck wollen, dann müssen Sie die und die Nebenfolgen, die dann erfahrungsgemäß eintreten, mit in Kauf nehmen" (ebd. 1995, S.38)[7].

Der Soziologe kann also

> „den Einzelnen nötigen, oder wenigstens ihm dabei helfen, sich selbst Rechenschaft zu geben über den letzten Sinn seines eigenen Tuns." (ebd. 1995, S. 39).

Max Weber schließt mit den Worten, dass wir als Wissenschaftler:

> „an unsere(r) Arbeit gehen und der ‚Forderung des Tages' gerecht werden (sollen) – menschlich sowohl wie beruflich. Die aber ist schlicht und einfach, wenn jeder den Dämon findet und ihm gehorcht, der *seines* Lebens Fäden hält".

Dieser Satz klingt zunächst einmal kryptisch, nicht jedermann ist mit Nietzsche vertraut (im letzten Abschnitt dieses Studienbriefs werde ich darauf zurückkommen). Karl Jaspers, Webers Heidelberger Kollege, hat diesen Satz wie folgt aufgeschlüsselt:

---

[7] Jürgen Habermas bezeichnet dies als das „dezisionistische" Modell. Inzwischen habe sich das Abhängigkeitsverhältnis des Fachmanns vom Politiker umgekehrt. Das wäre dann das „technokratische" Modell. „Die neuen Verfahren, die die Rationalisierung der Herrschaft auf ihrer zweiten Stufe charakterisieren, bringen nämlich die mit der Entscheidung praktischer Fragen verknüpfte Problematik keineswegs ohne Rest zum Verschwinden" (Habermas 1970, S. 123).

> „Das Wagnis der Blamage, dass Sicheinsetzen selbst auf die Gefahr des Lächerlichwerdens, um dort, wo die Welt herantritt, die Substanz des Seins zu retten, war der Ausdruck eines geschichtlich gegenwärtigen Verantwortungsbewusstseins. Es muss geschehen, was hier und jetzt wahr ist. Das Gehenlassen, das Unerheblich- und Kleinfinden der Dinge ist der Weg zum Nichtsein, zum inneren Zerbrechen der Welt" (Jaspers 1988, S. 106)[8].

Deshalb muss man an die Arbeit gehen, denn „nur auf dem Boden ganz harter Arbeit bereitet sich normalerweise der Einfall vor" (Weber 1995, S.13).

Und schließlich setzt Weber an das Ende seines Vortrags ein Zitat aus dem Buch Jesaja, eines Propheten (Jesaja 21.7-22.2), das sich auf die Situation der Israeliten in Ägypten, eine Situation der Nacht, bezieht:

> „Es kommt ein Ruf aus Se_ir in Edom: Wächter, wie lang noch die Nacht? Der Wächter spricht: es kommt der Morgen, aber noch ist es Nacht. Wenn ihr fragen wollt, kommt ein andermal wieder" (Weber 1995, S. 45).

Gesellschaftstheoretiker und sonstige Zeit-Diagnostiker, besonders Propheten aller Art (auch Katastrophenpropheten) sollten sich dies zur Mahnung nehmen. Denn Prognosen und Prophetien unterscheiden sich dadurch, dass

> „langfristige Prophetien aus bedingten wissenschaftlichen Prognosen nur dann abgeleitet werden können, wenn sie sich auf Systeme beziehen, die als isoliert, stationär und zyklisch beschrieben werden können. Solche Systeme sind jedoch in der Natur sehr selten; und die moderne Gesellschaft gehört sicherlich nicht dazu" (Popper 1968, S. 117).

Klinische Soziologen allerdings wären schlecht beraten, würden sie den Fragenden so schroff abweisen, wie der Wächter bei Jesaja das tut. Sie können ja froh sein, wenn überhaupt jemand kommt und nach Orientierung fragt. Der klinische Soziologe würde die Frage zum Anlass nehmen, um mit dem Fragenden in eine Interaktion einzutreten. Das wäre auch durch die Version einer späteren als der von Weber benutzten Bibelübersetzung (Zürcher Bibel 2007) gedeckt, wo es heißt: „Wollt ihr fragen, so fragt! Kommt wieder!"

1.2.1 Wissenschaft als Beruf: Ein notwendiger, aber nicht hinreichender Orientierungsrahmen für eine klinische Soziologie

Max Weber hat in besagtem Vortrag elementare Linien für das Selbstverständnis von Wissenschaftlern gezogen, aber – und das ist ihm nicht zu verdenken – er ist einigen seiner Gedanken nicht auf den Grund gegangen. Woher will man beispielsweise als Soziologe wissen, was die

---

[8] Wenn wir einmal von Jaspers' existenzphilosophisch aufgeladener Deutung dieses Zitats absehen (auch das Thema Wahrheit wird heute anders diskutiert, und schon Max Weber wies in diesem Vortrag darauf hin, dass wissenschaftliche Tätigkeit nicht geeignet sei, stabile Wahrheiten hervorzubringen): „Warum betreibt man etwas, das in der Wirklichkeit nie zu Ende kommt und kommen kann?" (Weber 1995, S.17), bleibt immer noch genug übrig, welches rechtfertigt, Jaspers überhaupt zu zitieren: Auch der Wissenschaftler, selbst wenn er endgültige Wahrheiten nicht zustande bringen kann, ist gehalten, alles auf eine Karte zu setzen und seine Tätigkeit bitter ernst zu nehmen. Er soll seinen Beruf unermüdlich betreiben und nicht resignieren, wenn es schwierig wird.

erwünschten und nicht erwünschten Folgen eines Handelns sind? Dazu müsste man den Kontext dieses Handelns kennen und näher bestimmen können, was aus Sicht des Handelnden und in seinem Milieu (seinem Handlungsfeld) als erwünscht bzw. nicht erwünscht gilt, kurz: was *relevant* ist, und zu welchem *Zeitpunkt* dies der Fall ist. Weber hat zwar auf einem *empirischen* Zugang zur sozialen Wirklichkeit bestanden, jedoch konzentrierte sich dieser Zugang auf Beobachtungen, auf das Erstellen von Statistiken und auf das Nachdenken über die so erhaltenen Daten. Dabei ist viel herausgekommen, man denke nur an Webers Studie über die ostelbischen Landarbeiter und über die Psychophysik der industriellen Arbeit. Es ist jedoch nicht bekannt, dass Max Weber mit den Akteuren, die ihn interessiert haben, gesprochen hat, um sich nach deren Sicht der Dinge zu erkundigen. Es scheint, als habe ihm der reflexive Zugriff genügt. Diese Vorgehensweise, verbunden mit entsprechenden Methoden der empirischen Sozialforschung, kam erst nach dem Zweiten Weltkrieg auf, dann erst standen die erforderlichen technischen Hilfsmittel zur Verfügung (Bergmann 1985). Falls aber Max Weber doch mit den Subjekten seiner Untersuchungen kommuniziert hat, hat er darüber nicht berichtet.

Die Kritik an Max Weber soll hier nicht weiter vertieft werden, das für die hier vorliegenden Zwecke Nötige ist gesagt.

Zu einem anderen Gesichtspunkt: Max Weber vertieft nicht die Frage, wie es mit dem Spezialistentum im Erkennen menschlicher Lebenslagen aussieht. Sein Thema ist, dass der moderne Staat auf das bürokratisch organisierte Fachmenschentum angewiesen ist. In dieser Hinsicht haben sich in der Neuzeit Professionen, zunächst auch die „Freien Berufe" genannt, ausgebildet, aber zu den Zeiten, als „Wissenschaft als Beruf" entworfen und vorgetragen wurde, war von einer Professionalisierungstheorie, mit deren Details ich mich in diesem Studienbrief nur am Rande und in dem Maße, wie das erforderlich ist, beschäftigen will, noch nicht die Rede. Weber spricht von Beruf und schließt damit an das alteuropäische Verständnis des Berufsgedankens seit Luther an.

Mit dem Bezug auf Karl Jaspers (vgl. Fußnote 7) habe ich den Scheinwerfer auf einen Ort gerichtet: auf Heidelberg, den ein bestimmter *genius loci* auszeichnet (mehr dazu bei Kaube 2014, 15. Kap.). Max Weber hat in Heidelberg ab 1882 studiert und dort Verwandtenkontakte gepflegt. Im Wintersemester 1884/1885 hat er in Berlin weiterstudiert und sein Studium in Göttingen 1885 beendet. Im Sommer 1897 wurde er auf den Heidelberger Lehrstuhl des Ökonomen Karl Knies berufen. Unterbrochen durch eine seelische Erkrankung[9], die viele Jahre währte und die er teils durch Reisen linderte, während der er als Privatgelehrter tätig war, nachdem man ihn von seinen Pflichten als Hochschullehrer entbunden hatte, nimmt er 1919 einen Ruf nach München an, wo er 1920 stirbt. Einen Ruf nach Berlin hatte er schon früher ausgeschlagen; denn es lag ihm daran, von der in Baden herrschenden liberalen Gesinnung zu profitieren – über deren sozialstrukturellen Grundlagen er sich andernorts, in einem Vortrag über die ländliche Arbeitsverfassung (Weber 1988, S. 444), gleich zu Beginn abfällig äußert.

---

[9] Eine psychiatrisch kenntnisreiche Analyse der Erkrankung von Max Weber auf Grundlage seiner Krankenakten haben Jörg und Sabine Frommer 1993 vorgelegt. In den derzeit vorliegenden Biografien zu Max Weber wird diese Literatur nicht berücksichtigt. Das ist schade, denn sie gibt Aufschluss über manche Merkwürdigkeiten des Verhaltens von Max Weber.

Karl Jaspers wechselte zur Zeit des Todes von Max Weber krankheitsbedingt von der Psychiatrie zur Philosophie. Solange Weber in Heidelberg lebte, bestand enger Kontakt zwischen Weber und Jaspers.

In diesem wissenschaftlichen Milieu entstand auch die anthropologische Medizin. Dieses Etikett bezieht sich nicht nur wörtlich auf „Wissenschaft vom Menschen", sondern auch auf eine „dem Menschen gemäße Wissenschaft" (Blankenburg 1978, S. 17).

„Dem Menschen gemäß" heißt dabei zweierlei: „1. Das im Sinne einer ärztlichen Ethik gegenüber dem Menschen zu Ver-antwortende und zugleich 2. das dem Gegenstand ‚Mensch' methodologisch Ent-sprechende" (Blankenburg 1978, S. 17).

Wer in den letzten Jahren die Entwicklung der Medizin als Beobachter oder als Patient verfolgt hat, wird feststellen müssen, dass in der „modernen Medizin" die Kerngedanken einer anthropologischen Orientierung verloren gegangen sind. Auch das, was heute als Psychosomatik bezeichnet wird, hat vielfach mit dem, was die Gründer intendierten, nur noch wenig zu tun. Der Gegenstand Mensch verschwindet heute hinter der Logik der großen Zahl, und die präferierten methodischen Zugänge massenstatistisch angelegter Korrelationsstudien werden dem konkreten Individuum, das einen Arzt aufsucht, nicht gerecht. Naturwissenschaftliche Zugänge haben heute die Oberhand gewonnen. Biografische Betrachtungsweisen, die Karl Jaspers in seiner „Allgemeinen Psychopathologie" (1973) bereits im dritten Kapitel vorschlägt, müssen hinter den bildgebenden Verfahren und dem dominanten Erklärungsparadigma Genetik zurückstehen.

Ein Beispiel: Als Soziologe in der von Wolfgang Blankenburg geleiteten psychiatrischen Klinik der Philipps-Universität Marburg arbeitete ich auf einer psychiatrischen Aufnahmestation. Von neu aufgenommenen Patienten wurde routinemäßig ein Blutbild erstellt, der Stationspfleger verbrachte den Vormittag damit, auf einem Formblatt alle Werte zu markieren, die einer vorgegebenen Norm nicht entsprachen. Von einer „individuellen Norm" im Unterschied zur „absoluten Norm" (Blankenburg 1980) war hier nicht die Rede. Bis ein an der anthropologischen Medizin geschulter Arzt die Stationsleitung übernahm. Nun galt: Bevor ein Blutbild angefordert werden konnte, musste der entsprechende Assistenzarzt begründen, warum er die dort enthaltenen Informationen für wichtig hielt, und er musste angeben, welche Ergebnisse er aufgrund seiner bisherigen Begegnungen mit dem Patienten erwartete. Das sind komplexe Ansprüche, die voraussetzen, dass der Arzt dem Patienten im Sinne Martin Bubers „begegnet" (Hildenbrand 2017a), ihn anschaut oder anfasst.[10]

Ihren Platz fand die anthropologische Medizin in der Psychosomatik (Viktor von Weizsäcker 1973; Dieter Wyss 1987) wie auch in der Psychiatrie (Hubertus Tellenbach 1976; Walter von Baeyer 1978; Alfred Kraus 1978; Wolfgang Blankenburg 1971; Ludwig Binswanger 1957). Ab 1946 lehrte Viktor v. Weizsäcker das Fach psychosomatische Medizin an der Universität Heidelberg, er hat die biografische Orientierung auf Krankheit und Gesundheit, die bei Karl Jaspers schon anzutreffen war, weiterentwickelt (Janz 1999). In seinem Aufsatz über „Krankengeschichte" schreibt v. Weizsäcker: Die Krankengeschichte

[10] Ein Medizinerwitz heute lautet: „Schreiten wir zum Äußersten. Fassen wir den Patienten an".

> „ist nicht die Beschreibung des Krankhaften, das objektiv passiert ist – nicht Nosografie – sondern sie ist die Betroffenheit des Lebens selbst in dem Kranksein; dieses Leben selbst kann immer nur das Leben *dieses wirklichen Menschen* sein“ (von Weizsäcker 1999, S. 177, Hervorh. i. O.).

Die anthropologische Medizin hat infolgedessen eine natürliche Affinität zur Soziologie. Das ist auch der Grund dafür, dass Wolfgang Blankenburg bei seinem Ruf nach Marburg eine Arztstelle mit einem Soziologen besetzte und darum bemüht war, an dieser Klinik soziologische Forschung – nicht irgendeine, sondern eine phänomenologisch orientierte, mehr dazu weiter unten in diesem Kapitel, zu etablieren[11]. Und umgekehrt kann der Soziologe von der Zugangsweise zu Patienten, die die anthropologische Psychiatrie kennzeichnet, viel lernen – falls der soziologische Blick von Peter Berger und Thomas Luckmann[12] angeleitet ist.

„Krankheit und soziale Lage“ war damals das vorherrschende Thema der Medizinsoziologie in Marburg. Um dieses Thema zu bearbeiten, war es nicht nötig, Patienten zu sehen (das änderte sich mit einem Forschungsprojekt von Hans-Joachim Giegel über das Gesundheitsverständnis von Industriearbeitern (Giegel, Frank und Billerbeck 1998)

Mit Max Weber, Karl Jaspers und Viktor von Weizsäcker und auch mit Wolfgang Blankenburg habe ich den Blick auf das Heidelberger Wissenschaftsmilieu gerichtet. Später, wenn es um Grundlagenfragen angewandter Forschung geht, soll ein anderer Philosoph, dessen Werk untrennbar mit Heidelberg verbunden ist, zur Sprache kommen: Hans Georg Gadamer.

1.2.2 Klinische Soziologie und ihr Bezug zum Alltagsleben

Die Sozialwissenschaften haben die sozio-historische Realität des Alltagslebens zum Gegenstand. Daraus entsteht ein erkenntnistheoretisches Problem: Sie dürfen nicht blind sein gegenüber der Seinsweise ihres eigenen Gegenstands, in welchem sie sich selbst alltäglich orientieren, sondern benötigen einen reflexiven Zugriff auf diesen Gegenstand. Das heißt:

> „Eine Wissenschaft, die die sozialen Konstruktionen sozialer Wirklichkeit beschreibt und erklärt, muss in der Lage sein, ein Programm der Formalisierung (und einer Meßtheorie, vgl. Cicourel 1970) zu entwickeln, das den konstitutiven Strukturen des Alltagslebens angemessen ist“ (Luckmann 1980, S. 33).

---

[11] Ich nahm Blankenburgs Einladung, mit ihm, Peter Matthiessen, Klaus Brücher sowie dem Psychologen Ulrich Ertel an die Marburger Universitätspsychiatrie zu gehen, gerne an, später kam eine sowohl in Medizin als auch in Soziologie promovierte Kollegin, Monika Begemann, dazu. Ich war zu dieser Zeit bereits mit Blankenburgs Arbeit über den „Verlust der natürlichen Selbstverständlichkeit“ (1971) vertraut und habe als Student in Konstanz bei einem Schüler von Ludwig Binswanger, Roland Kuhn, an der psychiatrischen Klinik Münsterlingen im Thurgau an Fallkolloquien teilnehmen können. Im Rahmen des Forschungsprojekts „Soziale Relevanz und biografische Struktur“, geleitet von Thomas Luckmann und Richard Grathoff, hatte ich ab 1974 Gelegenheit, mit dem Direktor des psychiatrischen Landeskrankenhauses Reichenau, Helmut Siedow, der von Karl Jaspers in den Fächern Philosophie und Psychiatrie promoviert worden war, zusammenzuarbeiten. - Ich erwähne dies, um deutlich zu machen, dass mein Weg in die klinische Soziologie ein privilegierter, von den Zeitverhältnissen besonders begünstigter war.

[12] Vgl. das von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderte Projekt „Familiensituation und alltagsweltliche Orientierung Schizophrener“, Marburg 1981-1984. (Hildenbrand 1991).

Dieses Zitat leitet über zu der Frage, wie sich Alltag und Lebenswelt zueinander verhalten. Die Antwort: Beide liegen kategorial auf unterschiedlichen Ebenen. Der Begriff „Alltag" bezieht sich auf Zusammenhänge, die in interaktiven Prozessen erzeugt, also konstruiert werden. Der Begriff „Lebenswelt", der von Edmund Husserl herkommt, befasst sich mit den konstitutiven Strukturen des Alltagslebens (Luckmann 1980, S. 33). Wer also Alltag mit Lebenswelt vermischt, muss die kategoriale Verwischung erklären.

Die Formalisierung, um auf Luckmann zurückzukommen, heißt „Strukturen der Lebenswelt" (Schütz und Luckmann 1984), die aus der Phänomenologie der Lebenswelt generiert worden sind.

Andere, brauchbare Ansätze sehe ich nicht. Henri Lefebvres „Kritik des Alltagslebens" (1977) ist schon deshalb problematisch, weil dort Marx'sche Kategorien weitab jeder Konstitutionsanalyse durchdekliniert werden. Interessanter ist da schon der Ansatz von Agnes Heller (1978). Ihr wird nachgesagt, dass sie das Dilemma zwischen einer marxistischen Gesellschaftstheorie und der modernen Phänomenologie überwinde, es ihr aber an einem Bezug zur empirischen Sozialwissenschaft mangele (Hans Joas in seiner Einleitung zum vorliegenden Band, S. 19). Was auch immer das Dilemma sei: Es ist Agnes Heller gelungen, „zu einer materialistischen Definition des Alltagslebens zu kommen" (Heller 1978, S. 13), und wer immer dieses Bezugs bedarf, ist bei Agnes Heller gut bedient. Woran es bei Lefebvre und Heller fehlt, ist der von marxistischen Dogmatismen unverstellte Blick auf die Lebenswelt, und die Frage, was dort los ist, wird verschattet. Diesem Dilemma zu entkommen, hilft das Studium der Arbeiten von Alfred Schütz und seinen Nachfolgern. Bevor ich aber den Stellenwert der Arbeiten von Alfred Schütz und seinen Schülern bzw. Kollegen in der Soziologie heute erörtere, ist es mir zunächst ein Anliegen, zurückzukommen auf die eingangs referierte Gruppenarbeit von Bachelorstudierenden im vierten Semester. Sie hatten die Frage zu bearbeiten „Wozu ist die Soziologie gut?" Die gegebenen Antworten legen nahe, dass die Studierenden mit der Soziologie die Aufgabe der Weltverbesserung verbinden. Man könnte nun also fragen: Was haben diese Studierenden in den vorangegangenen Semestern gelernt? Ein Blick in das Profil dieses Instituts zeigt, dass die dringenden Anliegen der Lehrenden die Themen Kapitalismuskritik, Prekariat, Gerechtigkeit und Ähnliches sind. Dozenten, die solche Themen in einer Haltung der Gesellschaftskritik anbieten, haben leichtes Spiel bei Studierenden, denen die Kritik ein Anliegen ist. Das ist auch lebensaltersspezifisch angemessen.

1.2.3 Theorie, Technik, Praxis: Anmerkungen zur wachsenden Lebensweltvergessenheit in der Medizin und im Alltag

Mein Bezug ist ein Aufsatz Gadamers mit dem Titel „Theorie, Technik, Praxis", in dem dieser unter Rückgriff auf Aristoteles tragfähige Vorschläge zur Klärung der anstehenden Fragen entwickelt.[13]

[13] Dieser Aufsatz ist u. a. erschienen: als erster Aufsatz in einem Band mit dem Titel „Über die Verborgenheit der Gesundheit", in dem Gadamer 1993 seine Aufsätze und Vorträge zu Fragestellungen der Heilkunst zusammenstellt, sowie in Bd. 4 seiner Gesammelten Werke, UTB 2115, 1987, S. 243-266.

Fragen zum Verhältnis von Theorie, Technik und Praxis werden in der antiken Philosophie zum Thema gemacht. Aristoteles und Platon haben Überlegungen angestellt, die Hans-Georg Gadamer zu einschlägigen Überlegungen inspiriert haben, wobei ihm besonders entgegenkommt, dass das ärztliche Handeln ein Thema war, das bei Aristoteles und Platon als Orientierungsrahmen für die Abhandlung des infrage stehenden Verhältnisses von Wissenschaft und Praxis eine herausragende Rolle gespielt hat. Vielleicht ist es aber auch genau andersherum: Weil die Vorbilder Aristoteles und Platon das ärztliche Handeln im Visier hatten, war es für Gadamer ein Ansporn, sich mit dieser Frage unter zeitgenössischen Bedingungen auseinanderzusetzen.

Gadamer nennt sein einschlägiges Buch: Über die Verborgenheit der Gesundheit. Dahinter steht der Gedanke (ausgeführt in einem anderen, ebenfalls in diesem Buch enthaltenen Beitrag: Apologie der Heilkunst, dass es im aristotelischen Begriff der Techne um ein Wissen geht, das zu einem Herstellen führt. Das aber komme, so Gadamer, im ärztlichen Handeln nicht vor. Denn die Aufgabe des Arztes bestehe nicht darin, ein Werk zu erzeugen, „das durch Kunst hergestellt und künstlich ist" (1993, S. 51). Die Gesundheit soll wiederhergestellt, der Körper soll zum Schweigen gebracht werden. Wenn der Körper wieder schweigt, ist alles in Ordnung. Das ist das Werk.

Das allerdings ist nicht mehr das wesentliche Thema der Medizin seit dem 18. Jahrhundert. Die wesentlichen Leistungen der modernen Medizin bestehen nicht in der Beseitigung akuter Krankheiten ohne Rest, sondern in der Transformation akuter Erkrankungen in chronische Erkrankungen. Die Herstellungsleistung besteht darin, eine Krankheit, die in ihrem akuten Verlauf früher zum Tod geführt hätte, so abzuwenden, dass der Patient überlebt, aber um den Preis, dass er fortan als chronisch Kranker leben und über lange Zeit auf ärztliche Hilfe angewiesen sein wird.

Zurück zum Text: Für die in diesem Studienbrief folgenden Ausführungen sollen die Gedanken des Philosophen Hans-Georg Gadamer zusätzlich zu den Ausführungen des Soziologen Max Weber als Orientierungsrahmen dienen.[14] Es lohnt sich also, sie gründlich zu studieren, was ich auch schon in Bezug auf „Wissenschaft als Beruf" empfohlen habe.[15]

Nun referiere ich den erwähnten Beitrag: *Theorie, Technik, Praxis* (Gadamer 1993, S. 11-49) und ergänze ihn um Beispiele, die kursiv kenntlich gemacht werden. Danach werde ich ihn diskutieren:

---

[14] Auch in der Soziologie wird Gadamer zur Kenntnis genommen: Jürgen Habermas charakterisiert Gadamer als einen Philosophen, der stets um das Schlagen von Brücken bemüht gewesen sei, und er schreibt: „Demgegenüber will Gadamer die Legitimität eines Verstehens zur Geltung bringen, das dem objektivierenden Denken voraus liegt und die Erfahrungsweisen der kommunikativen Alltagspraxis mit der Erfahrung der Kunst, der Philosophie, der Geisteswissenschaften und der Historie verbindet" (Habermas 1991a, S. 396). Ergänzend sei erwähnt, dass Habermas zwischen 1961 und 1964 als außerordentlicher Professor durch Vermittlung Gadamers Philosophie in Heidelberg lehrte.

[15] Zu Gadamers philosophischer Selbstverortung vgl. ders., Gesammelte Werke Bd. 10 Tübingen 1995 (UTB 2115).

Gadamer beginnt mit der folgenden Feststellung: Mit der Verbreitung eines neuen Erfahrungsbegriffs seit dem 17. Jahrhundert gilt Erfahrung als das, was kontrollierbar ist. An dieser Erfahrung lassen sich Gesetzmäßigkeiten bestätigen oder widerlegen. So wird die moderne Naturwissenschaft ein auf Machen gerichtetes Wissen, eine wissende Beherrschung der Natur, d. h. Technik.

Das Vorgehen der Naturwissenschaften besteht darin, auf allen Gebieten eine Abstraktion zu vollbringen, die einzelne Kausalbeziehungen isoliert. Sie muss damit die unvermeidliche Partikularität ihrer Kompetenz in Kauf nehmen. Technik, so verstanden, ist gerade nicht Praxis. Ein früherer, aristotelischer Begriff von *Techne* bezeichnet anderes: *Es sind die von der Natur offen gelassenen Möglichkeiten weiterer Formung auszufüllen* (Gadamer 1993, S. 18). Das ist gerade nicht Technik im heutigen Sinne. Technik bezeichnet heute demnach die „lautlose Form, in der immer weitere Gebiete des menschlichen Lebens technischer Beherrschung unterworfen werden und rationale Automatismen an die Stelle der persönlichen Entscheidung des einzelnen und der Gruppe treten" (Gadamer 1993, S. 21). Soziologen erkennen hier Max Webers „Gehäuse der Hörigkeit" wieder.

Andererseits lehnt es Gadamer ab, einen unüberbrückbaren Gegensatz zwischen Wissenschaft und Lebenspraxis zu konstruieren: Sich theoretisch (in anderen Worten: reflexiv) verhalten zu können sei Teil der Grundverfassung der menschlichen Praxis. Dazu gehören die wissende Beherrschung ursächlicher Zusammenhänge, die das eigene Verhalten planvoll zu leiten imstande ist, die bewusste Einordnung in ein System der Zwecke sowie das Sichtbarmachen von Sachverhalten und Sachzusammenhängen in der Sprache. Die Frage ist aber dann, wie Wissenschaft und praktisches Handeln zusammengeführt werden können. Während Technik ein Wissen verkörpert, das unabhängig von der Situation des Handelns tradiert werden kann und somit aus dem praktischen Handlungszusammenhang herauslösbar ist, aber in der jeweils neuen Situation des menschlichen Handelns zur Anwendung kommen soll, hält Gadamer an folgendem fest (und damit kommt Gadamer zu dem hier bedeutsamen Punkt, der es rechtfertigt, die langatmigen Ausführungen zum Thema Technik zu referieren):

> „Es ist die Aufgabe der Urteilskraft (und nicht wieder eines Lehrens und Lernens), daß man in einer gegebenen Situation den Anwendungsfall einer allgemeinen Regel erkennt" (Gadamer 1993, S. 31).

Allerdings weicht Gadamer in diesem Zusammenhang von seinem Prinzip ab, als Philosoph den Gedanken zu entwickeln, und wirft einen Blick auf die professionssoziologischen Arbeiten von Eliot Freidson (1970). Freidson befasst sich in Kapitel 16 seines Buches mit den Grenzen professionellen Wissens und stellt fest, „dass die Praktizierung, Ausübung und Anwendung von Fachwissen analytisch von dem Fachwissen oder Wissen selbst sich unterscheidet" (ebd. S. 280). Die Verbindung zwischen Fachwissen und praktischem professionellem Wissen liegt diesem Autor zufolge in der Fähigkeit, das Handeln in eine soziale Beziehung (die Beziehung zwischen Arzt und Patient) einzubetten. Das erfordere ein „Urteilsvermögen" (ebd. S. 287) oder durch Praxis erworbene „Weisheit" (ebd. S. 287).

So weit hat Gadamer nichts gegen die Ausführungen Freidsons einzuwenden, denn sie weichen von seinen eigenen Vorstellungen kaum ab. Einen Abstand zu diesem Autor sieht Gadamer dennoch, wenn er einwendet:

> „Freidson sieht darin (in der Weisheit – B. H.) nichts als das autoritäre Gehabe des Experten, der sich vor der Einrede des Laien abschirmt. Das ist freilich eine sehr einseitige Perspektive, die einen Maßstab von objektiver Wissenschaft ins Extrem steigert. Aber die an den sozialpolitischen Ansprüchen des Experten geübte Kritik kann auch im Falle solcher Berufung auf ‚wisdom' gesund sein. Sie verteidigt das Ideal der freien Gesellschaft. In ihr hat der Bürger in der Tat Anspruch darauf, nicht durch die Autorität des Experten entmündigt zu werden"[16] (Gadamer 1993, S. 34).

Kurz und knapp: Für Gadamer ist die Frage der praktischen Urteilskraft eine interaktive Leistung.[17] Die Entwicklung in der praktischen Medizin hat sich wesentlich dramatischer ereignet, als der Autor das 1972 vorhersehen konnte. Die einschlägigen Stichworte lauten: evidenzbasierte Medizin, Leitlinienpolitik, Manualisierung. Es handelt sich dabei jeweils um Standardisierungsbemühungen, auf die zutrifft, was Gadamer (1993) auf S. 33 schreibt:

> „Je stärker der Anwendungsbereich rationalisiert wird, desto mehr fällt die eigentliche Übung der Urteilskraft und damit die im eigentlichen Sinne praktische Erfahrung aus."

So leicht lässt sich allerdings die ärztliche Kunst nicht aushebeln. Von erfahrenen Ärzten kann man hören, dass sie zunächst auf der Grundlage ihrer praktischen Urteilskraft eine Situation einschätzen und erst im Nachhinein ein Manual oder eine Leitlinie heranziehen.

In seiner Kritik an Freidson ist Gadamer nur zum Teil zuzustimmen. Zwar verteidigt Letzterer zu Recht die ärztliche Profession gegen die Einrede des Soziologen. Über die praktische Urteilskraft des Arztes lässt Gadamer nichts kommen, und es gefällt ihm nicht, dass Freidson diese geringschätzt. Aus heutiger Sicht allerdings gibt die Entwicklung eher Freidson als Gadamer recht: Die in den medizinischen Fächern dominante naturwissenschaftliche Perspektive überlagert die aristotelische Komponente der *praktischen Urteilskraft* in dem Maße, wie die geisteswissenschaftliche Bildung im Medizinstudium vernachlässigt wird.

---

[16] Das ist eine typische Argumentationsfigur Gadamers. Jedem Einwand lässt er eine Überlegung folgen, ob der Gegner in der Argumentation nicht doch auch Recht haben könnte. Gadamer spielt in diesem Text im Übrigen auf einen damals sehr populären Text an: Ivan Illich, Entmündigung durch Experten, Original: Disabling Professions von 1977, dt. Übers. 1979. Zur Figur des Experten heute vgl. Merkur Jg. 66, Heft 9/10, 2012.

[17] Ich hatte Gelegenheit, 1975 beim Sommerkurs „Phänomenologie und Marxismus" in Dubrovnik Gadamer kennen zu lernen. Der Fritz-Thyssen-Stiftung sei an dieser Stelle für ihre Unterstützung gedankt. Auch wenn ich damals, nachdem ich gerade bei Thomas Luckmann einen ersten soziologischen Abschluss gemacht hatte und von ihm als Doktorand angenommen worden war, noch zu grün hinter den Ohren war, um aus dieser Begegnung den bestmöglichen Gewinn zu ziehen, habe ich doch erleben können, dass dieser Philosoph nicht nur vom Verstehen sprach, sondern die im Verstehen beschlossene Zuwendung zum Studierenden, also Fragenden, als akademischer Lehrer auch lebte. Als zweite wichtige Begegnung auf diesem Sommerkurs sei die mit Bernhard Waldenfels erwähnt.

Dazu ein Beispiel: Im Rahmen eines auf Transfer angelegten Forschungsprojekts zur Verbesserung von Kooperationsstrukturen im Kinderschutz[18] arbeiteten wir zunächst mit einem Jugendamt einerseits, andererseits mit einer Chirurgin zusammen, die sich selbst die Aufgabe gestellt hat, Einschätzungen bei Kindeswohlgefährdung eine medizinische Expertise beizugesellen. Dabei lehnt sie ein soziologisches Deutungsangebot, welches die hinter dem Fall liegenden Familienstrukturen einerseits, die durch medizinische Aktivitäten in Gang gesetzten Etikettierungsprozesse bei abweichenden Verhalten andererseits thematisiert, schroff ab, und gleichzeitig wünscht sie nicht, beobachtet zu werden (ich werde auf dieses Beispiel zurückkommen). Gleichwohl gelingt es dieser Ärztin, den vorliegenden Fall im Hinblick auf seine interaktive Gestaltung einzuschätzen. Wir sehen hier eine aus dem Ruder gelaufene Allmachtsvorstellung nach dem Prinzip „le roi règne par lui-même". Dagegen ist grundsätzlich nichts einzuwenden. Denn ebenso, wie der Polizist vom Sozialarbeiter sich dadurch unterscheidet, dass er in einer kritischen Situation niemanden mehr rufen kann (Bittner 1972), ist der Arzt der letzte in der Krisenbewältigungskette. Wer in einer solchen Situation nicht Allmachtsvorstellungen entwickelt, wird es schwer haben, die im ärztlichen Alltag gegebenen Herausforderungen zu bewältigen.

Dieses Beispiel zeigt, dass ein klinischer Soziologe, der als solcher in seiner Deutungskompetenz nicht anerkannt wird, einpacken kann, und der Weg zum absurden Helden ist kurz (dazu Näheres im letzten Abschnitt dieses Studienbriefs). Nicht ums Wunder begann meine Entwicklung zum klinischen Soziologen in einem geisteswissenschaftlich gefärbten Kontext, nämlich bei Psychiatern der 1970er Jahre, und hätte ich nicht Soziologen als Lehrer gehabt, die diesem Kontext Bedeutung zusprachen, wäre aus der Sache nichts geworden.[19]

Von Gadamer zur Soziologie: In der Professionalisierungstheorie in der Tradition von Ulrich Oevermann (Oevermann 1996) steht für den Begriff „praktische Urteilskraft" ein anderer: „Habitus". Von diesem ist sowohl bei Oevermann wie auch bei seinen zahlreichen Epigonen viel die Rede, ohne dass sich jemand die Mühe machen würde, am Material zu zeigen, worum es sich dabei handelt. Phänomene des Habitus zeigen sich im Alltag eher stillschweigend. Um sie zu identifizieren, muss man ins Feld gehen und beobachten. In Texten schlägt sich der Habitus unter Umständen ebenfalls nieder, aber das Material muss im Feld auch erhoben werden.[20] Da die ärztliche Profession zu Recht als Leitprofession gilt, gebe ich nun ein Beispiel aus diesem Bereich. Es veranschaulicht das Wirken der praktischen Urteilskraft in der ärztlichen Kunst:

An einem Sonntagnachmittag entwickelte eine Mitbewohnerin in unserer WG sonderbare Symptome. Sie schien in Panik zu sein und atmete heftig, ihre Finger krümmten sich. Der Partner dieser Mitbewohnerin rief den diensthabenden Notarzt an.

---

[18] Ich verzichte auf weitere Angaben aus Anonymisierungsgründen.

[19] Es ist zumindest meine Einschätzung, dass aus meinem Ansatz einer klinischen Soziologie, zumindest was dessen Praxis anbelangt, etwas geworden ist, wenn auch die abschließende Einschätzung dem Leser überlassen bleibt.

[20] Eine methodische Nebenbemerkung: Ein hermeneutisches Diktum sagt: Text ist, was der Fall ist. Aber nicht alles, was der Fall ist, ist auch Text (Soeffner 2004, S. 152ff.). Richtig ist aber auch: Dass alles in sozialen Wirklichkeiten Gegebene zur Sprache drängt und damit zu Text wird.

Am Nachmittag erschien ein älterer, freundlicher Herr, schaute sich die Sache an, stellte wenige Fragen und gab der Patientin eine Spritze. Sofort trat Besserung ein. Dabei ließ er es aber nicht bewenden. Er wandte sich an den Partner der Patientin und trug ihm auf, für sie eine Suppe zu kochen.

Das tat er, und weil es um die Vorräte in der WG nicht gut bestellt war und am Sonntag Besseres auch nicht beschafft werden konnte, musste eine Tütensuppe genügen. Von der guten Qualität dieser Suppe spricht das Paar (sie sind noch zusammen) heute noch, die Geschichte hat Eingang in ihre Familiengeschichte gefunden.

Was sagt dieses Beispiel über die spezifisch ärztliche praktische Urteilskraft aus?

Mit einem Blick überschaut der Arzt die Situation. Er sieht einen durch Hyperventilation erzeugten körperlichen Zustand, er sieht aber auch einen sozialen Zustand, nämlich eine Paarbeziehung, von der er annimmt, dass sie der Festigung bedarf. Dieses zusammengenommen ist schon Ausdruck praktischer Urteilskraft.

Zugleich beseitigt dieser Arzt mit einer naturwissenschaftlich begründeten Maßnahme (Spritze) einen akuten Zustand, und er stellt etwas her: ein Werk, indem er der Paarbeziehung Aufwind verleiht.

In einer Situation des Handlungsdrucks (mit anderen Worten: in einer Notfallsituation) zieht dieser Arzt sich nicht in seine Bibliothek zurück, um der Sache in aller Ruhe auf den Grund zu gehen. Er fertigt auch keinen Überblick über die Familiengeschichte seiner Patientin an. Er führt auch kein Interview über die Paarbeziehung durch. Er trifft seine Entscheidungen im Vertrauen darauf, sie im Nachhinein als vernünftige begründen zu können. Das ist das Wirken der praktischen Urteilskraft (Habitus), über die dieser Arzt durch kontinuierlich reflektierte Erfahrung verfügt.

Der Arzt handelt und belehrt bzw. erklärt nicht. Die Paarbeziehung thematisiert er indirekt durch eine problemlos umsetzbare Anweisung.

Die ärztliche Intervention erfolgt in einem Guss, eine Überweisung in eine psychosomatische Behandlung oder in eine Paartherapie, wie das heute möglicherweise der Fall wäre, wird nicht in Betracht gezogen.

Fazit: Solche Begegnungen, wie hier berichtet, sind Sternstunden der Professionalität, und zugleich beschreiben sie die Herausforderung, vor der jeder klinische Soziologe steht. In seinem Studium hat kein Soziologe je Gelegenheit, zu lernen, wie man in Situationen der Not die richtigen Entscheidungen trifft. Das gilt auch für Medizinstudenten. Jedoch sieht das Medizinstudium frühzeitig schon Erfahrungen in praktischen Handlungszusammenhängen (in Form der Famulatur) und durch die klinischen Semester vor.

Die Bildung praktischer Erfahrung wird auch dadurch begünstigt, dass der Arztberuf eine hohe Selbstrekrutierungsrate aufweist. Das heißt, dass Medizinstudenten vielfach aus einer Arztfamilie stammen, in der bereits im Familienalltag das Anforderungsprofil an einen praktischen Arzt er-

lebt werden kann. Daher kommen viele Medizinstudierende bereits mit Vorwissen an die Universität. Das alles fehlt dem Soziologiestudenten, es sei denn, er kommt aus einer professionellen Familie oder hat Gelegenheit, an Lehrforschungsprojekten, die nicht nur innerhalb, sondern auch außerhalb der Universität stattfinden, teilzunehmen. Diese sind allerdings der „Reform" des Soziologiestudiums weitgehend zum Opfer gefallen.[21]

Zurück zu Gadamer: Der Ausbildung praktischer Urteilskraft stehe, so Gadamer, der moderne Wissenschaftsbetrieb entgegen. Dessen Verhältnis zwischen theoretischem Wissen und praktischem Handeln umreißt er wie folgt: Je rationaler die Organisationsformen des Lebens gestaltet werden, desto weniger wird vernünftiges Urteil im Einzelnen geübt und geschult. Anders formuliert: Wem das Entscheiden durch immer neue Vorschriften abgenommen wird, verlernt, selber solche Entscheidungen vernünftig zu treffen.[22]

Diese Entwicklung umfasst nicht nur Bereiche professionellen Handelns, sondern durchdringt auch den Alltag: Gadamer spricht in diesem Zusammenhang vom „Aberglauben an die Wissenschaft". Dazu ein Beispiel:

In der Süddeutschen Zeitung (SZ) gibt es die fast täglich erscheinende Rubrik „Wissen", die regelmäßig Zeugnis von diesem Aberglauben ablegt. So ist am 15.12.2016 dort in einem Artikel über Fitness-Apps zu lesen:

„Die Leute checken ihre Smartphones durchschnittlich 46 mal am Tag", sagt Kardiologe Ashley. „Aus medizinischer Sicht können wir diese enge Bindung nutzen, um die körperliche Aktivität, die Herzfrequenz und vieles mehr zu erfassen". So stellten die Mediziner beispielsweise fest, dass Menschen, die vergleichsweise früh zu Bett gingen und früh aufstanden, durchschnittlich fitter waren als Nachteulen und Langschläfer (da muss man erst einmal drauf kommen, will heißen: auch dem gesunden Menschenverstand wäre zuzutrauen, solche Zusammenhänge zu erkennen, dazu benötigt man keine Mediziner – B. H.). Außerdem zeige die Analyse, dass „Wochenend-Kämpfer" sich etwas Gutes tun. Wer seine sportlichen Aktivitäten hauptsächlich auf den Samstag und Sonntag legt und sich dabei ordentlich verausgabt, gehört ebenfalls zur gesünderen Gruppe."

Schön und gut. Über den Einzelfall sagen solche Befunde jedoch nichts aus, weshalb man sich als Leser fragt, was sie in dieser Zeitung zu suchen haben. Jemand kann mit dem Rennrad am Wochenende 100 km und mehr durch hügeliges Gelände mit einem Schnitt von 25 km/h fahren und dennoch einen Herzinfarkt erleiden. In der ihm eigenen Ironie hat Niklas Luhmann dazu geschrieben: „Man jagt sich Tag für Tag durch den Wald, um gesund zu bleiben, und stürzt schließlich mit dem Flugzeug ab" (Luhmann 2003, S. 39). Dass solche Wahrscheinlichkeitsrech-

---

[21] Mein diesbezüglich ertragreichstes Lehrforschungsprojekt trug den Titel „Notfallkommunikation". Es fand statt an der Notaufnahme der Klinik der Friedrich-Schiller-Universität Jena in Zusammenarbeit mit einer Oberärztin (Bernadett Erdmann) dieser Institution. Schwerpunkt des Lehrforschungsprojekts war teilnehmende Beobachtung.

[22] Die weite Verbreitung von Navigationssystemen und skurrile Beispiele davon, wie das Vertrauen in solche Systeme zu Irrfahrten (ggfls. ins Wasser, wenn das System eine Brücke mit einer Fähre verwechselt) sind augenfällige Beispiele für diese These.

nungen im Alltag irrelevant sind, hat vor über 100 Jahren der Psychologe William James bereits erkannt, indem er die einfache Beobachtung mitteilte, dass die Wahrscheinlichkeit, dass einem bei einem Spaziergang durch Manhattan ein Blumentopf auf den Kopf falle, denkbar gering sei. Jedoch nütze diese Information in dem Augenblick nichts, in dem einem ein Blumentopf auf den Kopf falle.

Langer Rede kurzer Sinn: Angesichts der Entwicklung der „modernen" Medizin und ihres gesellschaftlichen Umfelds erscheint die Stimme Gadamers als die eines Rufers in der Wüste. Ärzte, die die Grundsätze einer anthropologischen Medizin verinnerlicht haben, sind selten. Wie man auf den Jahrestagungen der Viktor v. Weizsäcker-Gesellschaft sehen kann, haben deren Teilnehmer das Pensionsalter teils weit überschritten, junge Gesichter sind selten zu sehen.

Für den Soziologen, sofern er an einer alltagsweltlichen bzw. lebensweltlichen Erdung seiner Wissenschaft orientiert ist, bleiben die Ausführungen von Gadamer dennoch gültig.

Was leistet also eine Aneignung von Wissen über den Menschen für das Wissen des Menschen von sich selbst? Was kann es bewirken? Zentral ist für Gadamer, dass es sich bei den Geisteswissenschaften um eine ganz andere Art von Belehrung handelt als bei den Naturwissenschaften. Der Unterschied liegt im Menschenbild:

> „Ein ‚richtiges' Menschenbild, das ist vor allem ein durch Naturwissenschaft, Verhaltensforschung, Ethnologie wie durch die Vielfalt geschichtlicher Erfahrung entdogmatisiertes Menschenbild. Es wird die klare normative Profilierung schuldig bleiben, auf die sich die wissenschaftliche Anwendung auf die Praxis, etwa im Sinne des *‚social engineering'* (soziale Neuordnung), stützen möchte. Aber es ist ein kritisches Maß, das das Handeln des Menschen vor vorschnellen Wertungen und Abwertungen befreit und seinen Zivilisationsweg an sein Ziel erinnern hilft, der – sich selbst überlassen – weniger und weniger ein Weg zur Beförderung der Humanität zu werden droht. So, und nur so, dient die Wissenschaft über den Menschen dem Wissen des Menschen von sich selbst und damit der Praxis" (Gadamer 1993, S. 49).

Während Naturwissenschaften angewandt werden können, handelt es sich bei den Wissenschaften vom Menschen um eine andere Aufgabe (ich komme auf ein bereits aufgeführtes Zitat zurück):

> „Es ist die Aufgabe der Urteilskraft (und nicht wieder eines Lehrens und Lernens), dass man in einer gegebenen Situation den Anwendungsfall einer allgemeinen Regel erkennt" (Gadamer 1993, S. 31).

Dem entgegen steht aber die zunehmende Rationalisierung der Lebenswelt:

> „Je rationaler die Organisationsformen des Lebens gestaltet werden, desto weniger vernünftiges Urteil wird im einzelnen geübt und geschult" (Gadamer 1993, S. 32).

Soweit Gadamer. Eine Inspektion der Vorstellungen von Max Weber zu „Wissenschaft als Beruf" und von Hans-Georg Gadamer zum Verhältnis von Theorie, Technik und Praxis hat für die Frage, wozu Wissenschaft, speziell die Soziologie, gut sein soll, folgende Ergebnisse gebracht: Ich beginne mit dem Verweis auf einen Widerspruch:

Während die Lebenspraxis Entscheidungen im Einzelfall verlangt, ist die Wissenschaft auf das Allgemeine gerichtet und wesentlich unabgeschlossen.

Das Wissen vom Alltag kann nicht aus seinen lebenspraktischen Zusammenhängen gelöst werden. Daher liegt der Fokus auf dem Einzelfall.

Die Überbrückung der Lücke zwischen wissenschaftlichem Wissen und lebenspraktischem Wissen erfordert Übersetzungsleistungen, deren Kennzeichen die *praktische Urteilskraft* ist.

Ich komme zurück zu den Studierenden, die noch im letzten Semester eines Bachelorstudiengangs die Soziologie für eine Veranstaltung der Weltverbesserung halten. Die Frage ist, welche Möglichkeiten diese Studierenden bisher gehabt haben, über ihre Dozenten im Institut und in der vorgeschlagenen Literatur hinaus Soziologen in der Öffentlichkeit wahrzunehmen. Das setzt allerdings voraus, dass ihr Horizont über die Angebote in „sozialen" Netzwerken und die Rezeption von TV-Privatsendern hinausgeht.[23]

Soziologen treten in der medialen Öffentlichkeit, meist in öffentlich-rechtlichen Sendern, in folgender Gestalt auf: als Experten, als Gesellschaftskritiker, als Intellektuelle, aber nicht als klinische Soziologen. Diese wirken im Verborgenen.

1.3 Sozialfiguren öffentlich-soziologischer Präsenz

Ich habe den Rundumblick über die philosophischen und wissenschaftlichen Grundlagen einer klinischen Soziologie abgeschlossen, bei dem ich den Fokus eingrenzte auf die Verstehende Soziologie (Max Weber) und auf die Hermeneutik (Hans-Georg Gadamer). Zurückkommen will ich jetzt auf die eingangs berichtete Gruppenarbeit, in welcher es um die Frage ging, wozu die Soziologie gut sei. Das Ergebnis steuerte darauf zu, dass die Soziologie etwas mit Weltverbesserung zu tun habe. Gesetzt den Fall, dass dies nicht die Botschaft ist, die am Institut für Soziologie an der Friedrich-Schiller-Universität in Jena während des Bachelorstudiengangs dieser Studierenden zu hören war[24], dann muss immer noch in Betracht gezogen werden, dass durch die Nutzung öffentlicher Medien diese Studierenden auf Sozialfiguren öffentlich soziologischer Präsenz stießen. Von diesen konnten sie sich ein Bild von der Soziologie machen, das im Verlauf des Studiums ihre Vorstellungen über Soziologie bekräftigte oder destruierte. Damit will ich mich nun im Folgenden befassen.

1.3.1 Der Experte

Immer, wenn die Politik nicht mehr weiter weiß, ertönt der Ruf nach den Experten, nach einer Expertokratie, die auch als Technokratie bezeichnet wird.

---

[23] Ich gebe gerne zu, dass diese Formulierung nicht von großem Vertrauen in die geistige Beweglichkeit von Studierenden heute zeugt. Mit einer solchen Aussage wird man sicher nicht allen Studierenden gerecht.

[24] Jedoch ist die Kapitalismuskritik seit einigen Jahren Kernbestand der soziologischen Lehre in diesem Institut.

Der Ruf nach einer Herrschaft der Experten erklang, als der italienische Ministerpräsident Matteo Renzi mit seiner Regierung im Jahr 2016 scheiterte. Besonders neu ist dieser Ruf nicht, Platon (2010) formulierte sie um 370 v. Chr. in seiner Politeia (5. Buch 473st.).

Soziologen definieren sich selten als Experten, und auch die Medien rufen Soziologen eher nicht auf, wenn es um eine Expertenmeinung geht. Denn wofür sollte ein Soziologe ein Experte sein? Wo liegt seine Expertise? Ein Soziologe, der sich ernsthaft mit seinem Fach auseinandergesetzt hat, also die Debatte um den Werturteilsstreit seit Max Weber kennt, wird sich hüten, sich in das Geschäft des Politikers einzumischen. Es sei denn, es ist sein Anliegen, eine bestimmte politische Ideologie mit Argumenten zu vergolden. Fazit: Ein Soziologe ist nicht gut beraten, wenn er eine Selbstdefinition als Experte anstrebt.[25] Gleichwohl war in den 1970er Jahren, der Blütezeit der Soziologie nach dem Zweiten Weltkrieg, das *social engineering* eine weithin für angemessen gehaltene Form politischer Planung (Etzelmüller 2010; Hildenbrand 2015a). Um konkreter zu werden:

Stellen Sie sich vor, in einer Talkshow wird Donald Trumps Wahlsieg verhandelt. Ein in der Runde anwesender Psychologe, Soziologe oder sonstiger Weltdeuter wird nach dem Persönlichkeitsprofil des künftigen amerikanischen Präsidenten gefragt. – Halten Sie nun einen Moment inne, bevor Sie weiter lesen: Was wird er antworten? Er wird genau das sagen, was in seinen Kreisen von ihm erwartet wird, und er wird seine Aussage wortreich begründen.

Es geht aber auch anders:

Eine Journalistin der SZ stellte eben diese Frage dem Experten für Narzissmus, schwere Persönlichkeits- und Borderlinestörungen, Otto F. Kernberg. Dieser antwortete: Sein Berufsethos verbiete ihm, über Personen, die er nicht selbst untersucht habe, Diagnosen zu stellen, und habe er sie untersucht, dann könne er selbstverständlich nichts sagen. Dann aber sagt er doch etwas und formuliert eine belastbare Prognose, die man in ein paar Jahren wird überprüfen können: „Er (Trump) ist sich selbst wichtig, aber das ist nicht mit einer Ideologie verbunden, und das ist beruhigend." Er, Kernberg, stehe dem, was komme, gelassen gegenüber.

Selbstverständlich hat Kernberg bei der Wahl zwischen Pest (Trump) und Cholera (Clinton) sich für die Cholera entschieden, er lebt schließlich in New York (SZ 8.12.2016, 16.1.2017).

Hut ab vor dem alten Herrn. Andere würden unter dem Druck des Selbstinszenierungsmediums Zeitungsinterview umständlich erklären, warum man keine Ferndiagnose stellen könne, und dann eine eben solche aus der Tasche zaubern. Jedoch lässt das Medium Tageszeitung dafür keinen Raum, und der Kernberg ist dafür auch zu klug.

---

[25] Vgl. Merkur Sonderheft „Macht und Ohnmacht der Experten", 2012, Jg. 66, Heft 9/10, speziell den Beitrag von Jürgen Kaube, S. 857-865, sowie Habermas/Luhmann 1971.

1.3.2 Der Gesellschaftskritiker

Im Jahr 1976 interessierte sich der bereits in Fußnote 9 erwähnte ärztliche Direktor des Psychiatrischen Landeskrankenhauses Reichenau (bei Konstanz), Helmut Siedow, für die Diskussion, die sich um Michel Foucaults Werk „Wahnsinn und Gesellschaft" herum entwickelt hatte. Siedow nahm gerne das Angebot eines an der Universität Konstanz lehrenden Historikers, dessen Name hier unerwähnt bleiben soll, an, gemeinsam ein Seminar zu „Wahnsinn und Gesellschaft" (Foucault 1973) an der Universität zu veranstalten. Dieses Seminar endete im Desaster. Der Historiker brandmarkte mit Verweis auf Foucault unentwegt die Psychiatrie, die vergangene wie die gegenwärtige, als Zwangsapparat, und den anwesenden Psychiater prangerte er exemplarisch als Mitbeteiligten am Unrecht, das den Menschen in dieser Anstalt angetan wird, an. Näheres von den Vorgängen in dieser Einrichtung wusste er nicht. Dass es dort nicht mit rechten Dingen zugehen könne, hatte er bereits bei Foucault gelesen, und auch die Vernichtung psychisch Kranker als „lebensunwertes Leben" im Nationalsozialismus war ihm bekannt. Wenn er genauer hingeschaut hätte, hätte er die alltägliche Verletzung von Menschenrechten im Zusammenhang mit der Zwangsunterbringung, wie sie auch in dieser Einrichtung Usus war, beobachten können.[26] Siedow jedoch wollte aus dem Seminar einen Gewinn für seine Bemühungen um eine bessere psychiatrische Praxis ziehen. Dieses Vorhaben ist am gesellschaftskritischen Impetus des aufgeklärten Historikers gescheitert. Vielleicht wäre es besser gewesen, gemeinsam den Film „Einer flog übers Kuckucksnest", der 1975 in die Kinos kam, anzuschauen und zu diskutieren. Dann hätte man wenigstens eine Materialbasis gehabt.

Dieses Seminar scheiterte an einem Missverständnis: Der Psychiater hatte erwartet, auf einen Intellektuellen zu treffen, und gekommen war ein Gesellschaftskritiker. Dem Gesellschaftskritiker ist nichts heilig. Aus seiner hohen Warte des gesellschaftlichen Über- und Durchblicks reißt er den Akteuren ihre angebliche Maske herunter, zerstört Mythen, lässt keinen Stein auf dem anderen. Mit der Gesellschaft selbst hat er nichts zu schaffen, er kennt sie nur vom Weg ins universitäre Büro und zurück. Der erwähnte Historiker hat sich eng an Michel Foucault orientiert, ohne aber über dessen fachliche Größe zu verfügen. Foucault hat (damals) die Aufgabe des Intellektuellen vor allem drin gesehen, die gesellschaftlichen Machtverhältnisse „zu analysieren und in Frage zu stellen" (Marti 1988, S. 152). Ob es richtig ist, dass Foucault vor allem mit „blindem (prinzipienlosem) Um-Sich-Schlagen oder dem Amoklaufen" befasst war, wie Manfred Frank (1984, S. 238) schreibt, mag dahingestellt sein. Sein Epigone hat sich jedenfalls genau so verhalten. Erreicht hat er damit nichts.

1.3.3 Der Intellektuelle

1987 erschien das Buch „Engagement und Distanzierung" von Norbert Elias (Elias 1987). Das zweite Kapitel in diesem Buch ist einer Erzählung von Edgar Allan Poe gewidmet, die den Titel „die Fischer im Malstrom" trägt. Zur 1. Tagung für angewandte Soziologie mit dem Thema „Geplanter sozialer Wandel" in Bochum 1981, ausgerichtet vom Berufsverband Deutscher Sozi-

[26] Er hätte aber auch sehen können, wie an Fastnacht der Klinikdirektor im Festsaal des Krankenhauses mit Patientinnen tanzte und dabei seinen Doktorhut trug. Selten wurde mir die Präsenz des Irrsinns im Alltag so deutlich wie bei dieser Veranstaltung.

ologen (heute: deutscher Soziologinnen und Soziologen) steuerte Elias den Eröffnungsvortrag bei, den er „Engagement und Distanzierung" nannte. Tatsächlich aber entwickelte er seine Ausführungen anhand des Beispiels der erwähnten Erzählung von Poe. Gemäß meinem persönlichen Gedächtnis diente diese Erzählung von Elias dazu, die Position des Soziologen in der Gesellschaft zu bestimmen.

Jedoch geht es Elias in dem erwähnten Buch nicht um Soziologen, es geht ihm um die Bestimmung des Verhältnisses von Emotion und rationaler Analyse. Dieses Verhältnis definiert er in Anlehnung an den Anthropologen Gregory Bateson als „double bind" (Bateson u. a. 1969), also als Verstrickung.

In Bezug auf die Fischer im Mahlstrom legt Elias folgende Zusammenfassung vor. Es geht um drei Fischer, die in den Mahlstrom (Moskenstraumen), das ist eine gefährliche Strömung bei den Lofoten, geraten.

> „Während die Fischer langsam in den Abgrund des Strudels gezogen wurden, trieben sie noch einige Zeitlang mit anderen Wrackstücken die Wände seines enger werdenden Trichters entlang. Zuerst waren beide Brüder – der Jüngste war bereits im Sturm untergegangen – zu sehr von Furcht überwältigt, um klar denken und genau beobachten zu können, was um sie herum geschah. Nach einer Weile jedoch, so erzählt uns Poe, vermochte einer der Brüder seine Furcht abzuschütteln. Während der ältere, durch die nahende Katastrophe gelähmt, hilflos im Boot kauerte, fasste sich der jüngere Mann und begann, mit einer gewissen Neugierde um sich zu schauen. Nun, als er alles mit größerer Ruhe zusammen sah, beinahe als ob er nicht davon betroffen wäre, bemerkte er gewisse Regelmäßigkeiten in den Bewegungen der Trümmer, die zusammen mit dem Boot in Kreisen herumgetrieben wurden. Kurz: durch Beobachten und Überlegen kam er zu einer ‚Idee'; ein zusammenhängendes Bild des Prozesses, in den er verwickelt war, eine Theorie begann in seinem Denken Gestalt anzunehmen" (Elias 1987. S. 79).

Nun zum Fazit auf der nächsten Seite:

Der um sich schauende jüngere Fischer, der also in den Worten von Elias in theoriebildender Absicht unterwegs ist, „begann, kühler zu denken; und indem er zurücktrat, seine Furcht kontrollierte und sich selbst gleichsam aus größerer Distanz als Menschen betrachtete, der mit anderen, mit wilden Naturgewalten, eine bestimmte Konstellation bildete, brachte er es fertig, seine Gedanken von sich weg auf die Situation zu lenken, in der er gefangen war. Nun erkannte er die Elemente in dem unkontrollierbaren Prozess, die er benutzen konnte, um dessen Verlaufsbeurteilung für sein eigenes Überleben zu kontrollieren (...) Das Niveau der Selbstkontrolle und das Niveau der Prozesskontrolle waren in dieser Situation, wie man sehen kann, interdependent und komplementär."

Der um sich schauende Fischer beobachtet, dass zylindrische Gegenstände, zum Beispiel ein Fass, nicht nach unten gezogen werden, sondern nach oben tendieren. An dieses Fass klammert er sich, und er wird gerettet.

Von einem Intellektuellen, wie wir ihn heute als Sozialfigur[27] kennen, ist der dritte Fischer weit entfernt; er redet nicht, sondern beobachtet und handelt. Auf die Frage Brechts: „Wie handelt man, wenn man dem glaubt, was Ihr sagt" aus dem Gedicht „Der Zweifler" (Brecht GW 9, S. 587f.) hätte er eine Antwort. So ungefähr stelle ich mir den klinischen Soziologen vor, der zwar nicht regelmäßig unmittelbar in einer Lebensgefahr verstrickt ist, der aber, wenn er gerufen wird (falls das überhaupt vorkommt), in eine Krisensituation gerät, wo er der Einzige ist, der von außen kommt, also nicht in die Situation verstrickt ist, aber leicht verstrickt werden kann. Zunächst kann er sich zurücklehnen und beobachten.

Das Risiko der emotionalen Verstrickung begegnete mir in der Regel bei der Beratung von Bauernfamilien in Situationen einer Bestandskrise, meist bei Fragen der Hofübergabe, wo es nicht einfach ist, sich vor einer Verstrickung zu schützen, es sei denn, man begibt sich konsequent in eine reflexive Perspektive, darf dabei aber nicht die ablaufenden emotionalen Prozesse übersehen (da Landwirte meist nicht die Meister der Wahrnehmung oder der Äußerung von Emotionalem sind, sehen wir einmal von Bäuerinnen und deren Töchtern ab, ist es hilfreich, ablaufende emotionale Prozesse zu thematisieren).

Ein Beispiel: Ein Landwirt und seine beiden Söhne wandten sich an mich, als die Frage der Hofübergabe anstand. Während des Gesprächs mit mir versanken die drei regelmäßig in einen Strudel von gegenseitigen Vorwürfen. Einmal traf ich die drei nach einem besonders turbulent verlaufenen Gespräch noch vor dem Haus an. Sie besprachen in aller Ruhe die Arbeitsteilung am bevorstehenden Wochenende und hatten nicht damit gerechnet, dass ich zu ihnen noch einmal dazu stoßen würde. Daraufhin brach ich die Beratung ab und schlug eine halbjährige Pause vor. Nach Abschluss dieser Pause fand der Landwirt eine Lösung: Er hatte inzwischen einen Auszubildenden angestellt, dem er bei Bewährung seinen Hof anvertrauen wollte.

Taugen die Fischer im Mahlstrom als Beispiel für den zeitgenössischen Intellektuellen? In zweierlei Hinsicht nicht: 1. Der Intellektuelle heute ist nicht *in* der Situation, er steht außerhalb. Wenn ein gut besoldeter Hochschullehrer sich zum Intellektuellen aufschwingt und zum Sprachrohr für die Entrechteten, Armen und Unterdrückten macht, dann ist das nur peinlich, und es müsste ihm das Wort im Halse stecken bleiben, wenn er auch nur eine Sekunde lang über seine Situation nachdächte. 2. Der beobachtende Fischer handelt. Das tut ein Intellektueller gemeinhin nicht, er redet *über* Handeln.

Wenn ich darüber nachdenke, welchen Soziologen ich hier als Musterbeispiel eines Intellektuellen aufführen könnte, fällt mir keiner ein. Mein Referenz-Intellektueller ist Hans Magnus Enzens-

---

[27] Intellektuelle, wenn sie nicht gerade in der Türkei leben, müssen heute nichts mehr riskieren, anders als der von mir als Musterintellektueller geschätzte Albert Camus, der trotz schwerer Krankheit im Widerstand in Frankreich engagiert war, indem er verantwortlich eine Zeitschrift herausgab und Theaterstücke inszenierte, die dem Vichy-Regime einen Spiegel vorhielten (Camus 1960). Dafür, dass er der Sowjetunion (Moskauer Prozesse) skeptisch gegenüberstand, wurde er von Sartre und Entourage verunglimpft. Näheres bei Onfray 2015, S.240ff. Gegen das Konzept einer „littérature engagée" und damit gegen Sartre formulierte 1957 Camus vor Studenten in Uppsala: „Einzig engagiert ist der Künstler, der zwar keineswegs den Kampf ablehnt, wohl aber sich weigert, sich den regulären Truppen anzuschließen, das heißt der Franktireur (Freischärler, B. H.) (Camus 1960, S. 289)."

berger, der im Anschluss an eine Moskaureise in den 1960er Jahren (siehe Fußnote 23) Folgendes zu Papier brachte:

„Einfach vortrefflich
All diese großen Pläne:
Das Goldene Zeitalter
das Reich Gottes auf Erden
das Absterben des Staates.
Durchaus einleuchtend.
Wenn nur die Leute nicht wären!
Immer und überall stören die Leute.
Alles bringen sie durcheinander.
Wenn es um die Befreiung der Menschheit geht
laufen sie zum Friseur.
Statt begeistert hinter der Vorhut herzutrippeln
sagen sie: Jetzt wär ein Bier gut
Statt um die gerechte Sache
kämpfen sie mit Krampfadern und Masern"
(Enzensberger 2014, S. 240)

Enzensberger ist kein Soziologe, sondern ein Literaturwissenschaftler. Aber er hat einen soziologischen Blick, der nicht nur im Gedicht oben, sondern auch in seinem Band „Ach Europa" (1987) zum Ausdruck kommt. In dem hier wiedergegebenen Gedicht spricht Enzensberger alle Reizthemen der damaligen Zeit an: Es geht um Weltverbesserungen. Da die zugrundeliegenden theoretischen Konzepte das menschliche Maß ignorierten, war ständig die Rede vom Neuen Menschen. Für die verbesserte Welt war der real existierende Mensch nicht gemacht. Da die Züchtung eines neuen Menschen, also ein Eingriff in die Gattung, wenig Aussicht auf Erfolg versprach, sollte zunächst die Pädagogik die Sache richten, weshalb sich jede Diktatur zunächst der Lehrer bemächtigt. Aber auch das ist – siehe DDR – danebengegangen. Zum Glück hat der Alltagsmensch Wichtigeres zu tun, als ständig die Welt zu verbessern.[28]

Mehr auf der Seite der Weltverbesserer stand lange Zeit ein anderer großer Intellektueller, den Deutschland in diesem Jahrhundert vorzuweisen hat: Wolf Biermann (2016). Als strenggläubiger Kommunist hat er lange Zeit der DDR das Leben schwergemacht, bis er schließlich doch noch auf die Idee kam, dass er auf das falsche Pferd gesetzt hatte. Jedoch verfügte er, wie sein Kollege auf der anderen Seite der Mauer, Enzensberger, über die Freiheit der Weltwahrnehmung. Daher muss er hier erwähnt werden. Jedenfalls zeigt seine Autobiografie, dass man nicht unbedingt Soziologe sein muss, um Strukturen eines Gemeinwesens zu erkennen, es reicht, man hält sich von als Gesellschaftstheorie verkauften Ideologien fern.

[28] Vgl. auch Enzensbergers Essay „Der radikale Verlierer" in: Spiegel Spezial 6/2006 Seite 90-95.

Die Sozialfigur des Intellektuellen beschäftigt allerdings, trotz der zahlreich bekannten Fehlurteile, die denkende Klasse. Gemäß aktuellen Definitionen ist der Intellektuelle „durch die Überschreitung der eigenen Zuständigkeit definiert", er kümmert sich gemäß Jean Paul Sartre „um Dinge die ihn nichts angehen" (Bock 2012, S. 868f.).[29] Der Intellektuelle kann sich über alles und jedes aufregen, dafür wird er bezahlt. In diesem Klima entstehen dann erfolgreiche Bücher wie „Empört Euch" (Stéphane Hessel 2010). Dort wird zwar nicht gesagt, worüber man sich empören soll, jedoch gibt der gegenwärtige Zustand der Welt jeden Tag Anlass zur Empörung.

Das Geschick des Intellektuellen besteht darin, den Fokus zu finden, der ihm möglichst viel öffentliche Aufmerksamkeit und Gefolgschaft verschafft: Sich derzeit über die Umweltzerstörung in Indonesien zu empören ist ein solcher Hingucker: Jedermann benutzt Palmöl, es geht gegen Konzerne, wenn auch nur gegen lokale, und auch der Klimawandel kann in Anspruch genommen werden.

Die Krise ist die Blütezeit intellektueller Höchstleistungen. Insofern ist der Intellektuelle ein Gewinner der Krise, und gibt es keine Krise, dann muss er schweigen oder eine erfinden.

Ähnlich skizziert Dieter Thomäe die Rolle des Intellektuellen. Auch er sieht dessen Bedeutung vor allem in Krisenzeiten, und auch er sieht den Intellektuellen in einer zwiespältigen Situation: Einerseits blickt er aus kritischer Distanz auf den Zeitgeist, andererseits ist er den gesellschaftlichen Akteuren nah. Der Intellektuelle

> „darf sich nicht von seinen Zeitgenossen abschnüren, er darf ihnen aber auch nicht nach dem Munde reden. In Gedankenwelten allein kann der Intellektuelle nicht überleben, ebenso wenig aber dann, wenn seine Beiträge alles Fremde, Sperrige verlieren" (Dieter Thomä, Neue Zürcher Zeitung (NZZ) Nr. 87, 14./15.4.2001).

Axel Honneth wird im Unterschied zu Dieter Thomäe konkreter, wenn es um die Ausgestaltung der widersprüchlichen Einheit von Nähe des Intellektuellen zur Gesellschaft einerseits, kritischer Distanz zu ihr andererseits geht. Aufgabe des Intellektuellen sei es, seine Diagnosen an den politischen Konsens im demokratischen Willensbildungsprozess zu binden und ein Gespür für das politisch Machbare zu entwickeln (Honneth, NZZ 9./10.3.2002). Dabei benötigt er, so Michael Walzer, Mitleid, Leidenschaft, Mut und ein gutes Auge (Walzer, NZZ 2./3.12.2000).

1.3.4 Zusammenfassung

Mit keiner der hier diskutierten Sozialfiguren öffentlich-soziologischer Präsenz hat der klinische Soziologe im hier unterbreiteten Verständnis etwas gemein. Er kann in die Nähe des Intellektuellen kommen, wenn er ungefähr dem von Norbert Elias beschriebenen Typus folgt und bereit ist, das zu liefern, was gesellschaftlich erwartet wird. Ich werde weiter unten einen Intellektuellen, Pierre Bourdieu, vorstellen, der einmal als klinischer Soziologe aufgetreten ist, aber dankenswerterweise seine Karten aufgedeckt hat, an denen man erkennen kann, dass damit kein Staat zu machen ist.

---

[29] Sartres zahlreiche auf Naivität und Wunschdenken beruhenden Fehleinschätzungen sind bekannt. Vgl. Claude Lanzmann 2010, S.515, für eine kleine Liste.

Kurzum: Je schärfer die Grenzen gezogen werden zwischen verschiedenen Ansätzen, soziologisches Denken für die gesellschaftliche Praxis fruchtbar zu machen, desto deutlicher kommt auch heraus, wer was zu welchem Behuf tut und wozu das gut sein soll.

Man kann die Frage, wozu soziologisches Denken gut sein soll, auch ignorieren. Das hat immerhin den Vorteil, dass sich das Denken zweckfrei entwickeln kann, ein Umstand, der ihm beste Bedingungen des Gedeihens beschert. Aber jeder Jeck ist anders: Manches, dessen man im freien Blick auf die Gesellschaft gewahr wird, kann einem auf die Nerven gehen, und man gibt keine Ruhe, bis man herausgefunden hat, wie es bessergehen könnte, und wie man das geschehen lassen könnte. Oder man folgt gleich den Pragmatisten und ihrem Credo: „Willst du erkennen, lerne zu handeln."[30]

Bedenkenswert bleibt, was Thomas Luckmann mir ins Stammbuch geschrieben hat, als er das Vorwort zu meiner Dissertation schrieb:

> „Mit dem Erklären und erst recht mit den Vorschriften für die Praxis wollen wir hingegen vorsichtig verfahren. Vielleicht verscherzen wir uns auf diese Weise nicht ganz die Möglichkeit, die Praxis vernünftig zu beeinflussen" (Luckmann 1983, S. 13).

Entscheidend ist das Wort „vorsichtig"; ich lese das so, dass das Konzept einer klinischen Soziologie (wovon bei Luckmann nirgendwo die Rede ist) mit der nötigen Sorgfalt und Zurückhaltung zu entwickeln ist. Aber das gilt für jede wissenschaftliche Tätigkeit.

---

[30] Eine Überprüfung dieses Satzes in Wikipedia zeigt, dass sich Paul Watzlawick dessen bemächtigt hat. Damit gerät man nun in ganz schlechte Gesellschaft. Ich werde darauf zurückkommen, lege aber Wert darauf, nicht bereits jetzt auf Watzlawick, dessen loser Umgang mit Wissen anderer legendär ist, festgenagelt zu werden.